



Jona Michael Rosenfeld  
im Dialog mit Jean-Michel Defromont

# Jenseits der Exklusion

Lernen vom Erfolg –  
Auf dem Weg zur Gegenseitigkeit

Jona Michael Rosenfeld  
Jenseits der Exklusion

Jona Michael Rosenfeld

im Dialog mit Jean-Michel Defromont

# Jenseits der Exklusion

Lernen vom Erfolg –

Auf dem Weg zur Gegenseitigkeit

Verlag Barbara Budrich

Opladen • Berlin • Toronto 2020

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Alle Rechte vorbehalten

© 2020 Verlag Barbara Budrich GmbH, Opladen, Berlin & Toronto  
[www.budrich.de](http://www.budrich.de)

Englische Originalausgabe: (2017) From Exclusion to Reciprocity "Learning from Success". Lanham: Hamilton Books - An Imprint of Rowman & Littlefield.

ISBN 978-3-8474-2406-2 (Hardcover)

eISBN 978-3-8474-1538-1 (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – [www.lehfeldtgraphic.de](http://www.lehfeldtgraphic.de)  
Titelbildnachweis: istock.com

Übersetzung aus dem Englischen: Jens Beiderwieden/ Reinhart Wolff

Satz: Ulrike Weingärtner, Gründau – [info@textakzente.de](mailto:info@textakzente.de)

Druck: paper & tinta, Warschau

Printed in Europe

# Inhalt

Vorwort . . . . .	9
Einleitung . . . . .	13
<b>I. Meine Wurzeln . . . . .</b>	<b>16</b>
1. Mein Lebensbeginn: Sechs Wochen im Krankenhaus . . . . .	16
2. Ein Vater als Vorbild . . . . .	19
3. Persönlichkeit und Lebensart meiner Mutter . . . . .	28
<b>II. Prägende Jahre 1933–1955 – Vom Einwanderer in Palästina zum Bürger Israels . . . . .</b>	<b>33</b>
1. Erste Erfahrungen in Palästina . . . . .	33
2. Weitere Schritte: Sozialarbeiterausbildung im Nachkriegs-London . . . . .	40
3. Die erste Anstellung: Wenn die Armee ein Ort ist, wo es um mehr als um Kriegsführung geht . . . . .	48
4. Well-Baby-Center in Jerusalem: Verlässlich da sein von Anfang an. . . . .	53
<b>III. Sechs Jahre in Chicago: „Freisetzung verborgener Kräfte“ oder über das Lernen des Handwerks der Sozialen Arbeit. . .</b>	<b>60</b>
1. Das Handwerk der Sozialen Arbeit lernen – aus vergangenen Erfahrungen – mit Blick auf die Zukunft . . . . .	60
2. Wie ich an der School of Social Service Administration in Chicago Sozialarbeiter wurde . . . . .	63
3. Um Sozialarbeiter zu sein, muss man die Fremdheit zwischen Helfern und Klienten überwinden . . . . .	65
4. Um den in unserer Mitte Ausgeschlossenen zu helfen, sind „Inventionen von Interventionen“ nötig. . . . .	70
5. Zugehörigkeit als Basis für die Überwindung von Exklusion . . . . .	75
6. Einzelnen wie Gruppen helfen – ein unlösbares Dilemma, das zum Lernen führt . . . . .	81
7. Die Verbindung von Psychoanalyse und Sozialer Arbeit als Schlüssel für die Herstellung persönlicher und professioneller Gegenseitigkeit in Gegenwart und Zukunft . . . . .	83

**IV. Pfade zum „Lernen vom Erfolg“ – Sieben Beispiele . . . . . 91**

1. Unerwartete Vorläufer für das Programm  
„Lernen vom Erfolg“ . . . . . 91
2. Training für Piloten der Luftwaffe in Israel 1954/55 –  
oder wie man exzessive Durchfallraten in der Ausbildung von  
Offiziersanwärtern beenden kann . . . . . 92
3. Hilfe für Familien von Seeleuten der  
Israelischen Handelsmarine 1964 . . . . . 94
4. Unerwartete Entwicklungen von Jungen aus einem  
Armenviertel oder wie elterliche Erziehungsmuster Resilienz  
ermöglichten . . . . . 97
5. Wenn Krise zur Chance wird – Was New Yorker Familien,  
deren Haus abgebrannt war, befähigte, ein besseres Leben  
zu leben . . . . . 98
6. Zwangsevakuierungen meistern: Vom Sinai (1982) zum  
Gaza-Streifen (2005) . . . . . 101
7. Lernen, „ausreichend gute Eltern“ zu sein – Wie  
Krankenschwestern der Well-Baby-Center in Israel  
ein Lernprogramm entwickelten, um bei  
Kindesvernachlässigung und Misshandlung in früher  
Kindheit zu helfen. . . . . 109
8. „Raus aus dem Elend – Out from Under“ –  
Die erste Studie zu „Lernen vom Erfolg“ . . . . . 118

**V. Exklusion überwinden durch die Ermöglichung  
wechselseitiger Zusammenarbeit . . . . . 123**

1. Auf dem Weg von der Exklusion zu wechselseitiger  
Zusammenarbeit und wie man sie herbeiführen kann . . . . . 123
2. Praxislernen zur Überwindung von Exklusion. . . . . 125

**VI. Die Entfaltung von Gegenseitigkeit: Die lange Reise  
von Chaim, der den Holocaust im Alter von drei Jahren  
überlebte . . . . . 128**

Nachbemerkung . . . . . 135

**VII. Meine Begegnung mit der Vierte-Welt-Bewegung ATD,  
wo Gegenseitigkeit als Weg genutzt wird, Exklusion zu  
überwinden . . . . . 136**

1. Wie man Reziprozität und weiterführendes ständiges  
Lernen in die Wege leitet . . . . . 136
2. Es geht um Menschen, die in Armut leben, und nicht  
um Armut . . . . . 140

3. Wie ich die Vierte-Welt-Bewegung ATD kennenlernte: „Der Mann, den man zum Schweigen brachte“ . . . . .	142
4. Wege aus extremer Armut: „Sie wollen also etwas über die Erfolge von Familien wissen?“ . . . . .	144
5. Handwerker der Demokratie: Was „Learning Companions“ tun können, um Organisationen zu befähigen, Wege aus Exklusion und Benachteiligung zu erschließen . . . . .	148
6. Die Debatte zur Einführung des 17. Oktober als Welttag zur Abschaffung von Armut im israelischen Parlament . . . . .	150
7. Lernen zu handeln – das Internationale Seminar von ATD . . . . .	155
8. Fortgesetztes Lernen vom Erfolg – eine Chance für eine Bewegung und Mission nachhaltigen Wandels . . . . .	163

**VIII. Epilog: Genozid und Armut – zwei kollektiv von  
Menschenhervorgebrachte epochale Übel:  
Eine Herausforderung für die Zukunft . . . . .166**

Danksagungen . . . . . 172

**Anhang I**

**ATD „All Together in Dignity“ – Die Vierte-Welt-Bewegung . . . . .174**

**Anhang II**

**Die Abteilung „Lernen vom Erfolg und Weiterbildung in  
Humanen Diensten“ am Myers-JDC-Brookdale Institute,  
Jerusalem . . . . .176**

1. Die Abteilung . . . . . 176
2. Der methodische Ansatz von Lernen vom Erfolg . . . . . 177

**Anhang III**

**Die drei Methoden des *Lernens vom Erfolg* . . . . .180**

1. Der erste methodische Ansatz: Von Erfolgen im Rückblick  
lernen (die retrospektive Methode) . . . . . 180
2. Der zweite methodische Ansatz: Lernfragen stellen und  
mit Lernfragen lernen (die prospektive Methode) . . . . . 181
3. Der dritte methodische Ansatz: In der Praxis und  
von der Praxis lernen (die reflektive Methode) . . . . . 181

**Anhang IV**

**„Lernen vom Erfolg“ – Methodische Handlungsschritte . . . . .183**

1. Lernen von Erfolgen in der Vergangenheit . . . . . 183
2. Lernfragen stellen und nutzen, um vorausschauend zu lernen . . . 186

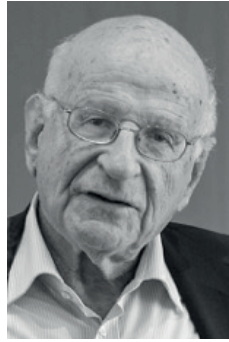
Literaturverzeichnis . . . . . 189

Förderer . . . . . 196





# Vorwort



Quelle: Nikolai Wolff/Fotoetage Bremen

In zugleich anrührend persönlicher und fachlicher Weise ist das vorliegende Buch ein lebendiger Rechenschaftsbericht von Jona Rosenfelds Leben und Arbeit. In Deutschland geboren, wanderte er 1933 mit seiner Familie nach Palästina, heute Israel, aus. Er studierte Koloniale Sozialwissenschaft und Psychiatrische Sozialarbeit an der London School of Economics. Danach erwarb er einen BA-Abschluss in Soziologie an der Hebräischen Universität in Jerusalem und anschließend einen MA und PhD an der School for Social Service Administration der University of Chicago.

Sein Beruf war Soziale Arbeit. Aber sein Lebenswerk bestand im Wesentlichen darin, Prozesse zugunsten derjenigen in Gang zu setzen und nachhaltig zu unterstützen, die mitten unter uns übersehen, nicht- oder unterversorgt und ausgeschlossen sind. Er war in psychoanalytisch-orientierter Psychotherapie ausgebildet worden, von der die Nicht- bzw. die Unterversorgten selten in der Lage gewesen waren zu profitieren. Insofern ist dieses Buch ein Bericht, der die Lebensgeschichte und die berufliche Praxis – den Menschen und seine Arbeit – auf besondere Weise miteinander verbindet.

In Vielem, was ihm dabei gelang, folgte er den Fußstapfen seiner Familie. Wie er im vorliegenden Buch immer wieder betont, ist ohne jeden Zweifel seine außergewöhnliche und liebevolle Familie von entscheidender Bedeutung für die Gestaltung des eigenen Lebensweges gewesen. Seine Eltern waren mit realistischer Grundeinstellung sowohl fähig als auch bereit, sich mit Wagemut und Überzeugung für

das einzusetzen, was sie für richtig hielten. Vorausschauend und mit Engagement gingen seine Eltern und Brüder ihren Weg in der sich entwickelnden Gesellschaft, aus dem dann der Staat Israel werden sollte. Weitgehend dieser Erfahrung verdankt sich der Mut und die Einsatzbereitschaft, die nötig waren, das eigene Leben und die berufliche Arbeit zu gestalten.

Sozialarbeiter zu werden, war eigentlich nicht seine Wahl gewesen. Eher hatte sich nach dem Zweiter Weltkrieg einfach eine Gelegenheit dazu ergeben. Aber er brauchte keine lange Zeit, um seine Spuren in einem Feld zu hinterlassen, das noch in den Anfängen steckte. Mit seiner Tatkraft, seiner Entschlossenheit und Kreativität gelang es ihm, daran mitzuwirken, das Feld der Sozialen Arbeit zu entwickeln und zu gestalten – wie es in den jeweiligen Umständen notwendig war und nicht etwa um andernorts entwickelten konventionellen Ansätzen zu entsprechen. Seine Beiträge zur Profession brachte er als ein Lernender, als Denker und Erfinder hervor, was ihm ermöglichte, nicht einfach fortzusetzen, wozu Soziale Arbeit geworden war. Darüber hinaus ließ er sich auch nicht einfach von den professionellen Gegebenheiten überraschen, sondern achtete darauf, die sich ständig verändernden Situationen immer wieder neu in den Blick zu nehmen. Dabei ging es ihm allerdings weniger um Erklärungen. Er war vielmehr stets bereit, sich vor allem auf das zu konzentrieren, was sich gerade als konkrete Handlungs- und Entwicklungschance auftat. Und man muss feststellen, dass es dabei zu einer gleichzeitigen Entwicklung der Sozialen Arbeit in Israel wie der Lebensgeschichte und Praxis von Jona Rosenfeld als Person kam. Ohne Zweifel war sein Beitrag zur Sozialen Arbeit von großer Bedeutung, was sicher auch dazu beitrug, dass er sowohl als Pionier auf vielen Fachgebieten internationale Anerkennung errang, als auch dass er der Erste war, dem der Israel Preis für Soziale Arbeit zuerkannt wurde.

Chris Argyris, der Bostoner Organisationsforscher, wird gern mit einem – der großen Maxime von Karl Marx folgenden – Satz zitiert: „Es gibt Menschen, die die Welt erklären wollen, während andere sie verändern wollen; ich will sie verändern.“ Argyris setzte auf die Veränderung der Gesellschaft zu ihrem Besten. In diesem Buch geht es um den Beistand für die Nicht- bzw. Unterversorgten in unserer Mitte. Abstrakte theoretische Konzepte waren dabei für Rosenfeld nur von

geringerer Bedeutung, insbesondere, wenn sie nicht daraufhin ausgerichtet waren, die am meisten Hilfebedürftigen zu unterstützen. Darum ist das Bewirken von Veränderungen auch das zentrale Thema dieses Buches, wie es auch die treibende Kraft seines Autors gewesen ist. Möglicherweise sah Rosenfeld deswegen auch die Psychotherapie nicht als Schwerpunkt seiner Arbeit an, sondern verstand Soziale Arbeit als eine Gelegenheit, eine Vielzahl sozialer Probleme fachlich aufzugreifen und zu lösen. Darum konzentrierte er sich einerseits auf die Erfindung von Interventionen, von eingreifenden Hilfemaßnahmen („the inventions of interventions“) und andererseits auf die Entwicklung des methodischen Ansatzes „Lernen vom Erfolg“, der darauf hinaus läuft, das, was in der Vergangenheit funktioniert hat, als Basis für die Praxis in Gegenwart und Zukunft systematisch zu nutzen. Dies zu tun, entspricht auch dem Sinn des Titels dieses Buches, nämlich Wege zu öffnen, um bis dahin unbekannte Lösungen zu erschließen oder sogar als „unlösbar“ eingestufte Probleme anzupacken. Darum, wie man dies am besten ins Werk setzt, geht es bei der „Erfindung von Interventionen“, „dem Verschmelzen von Wissen“ und dem „Herausfinden von methodischen Ansätzen“ der zahlreich beteiligten Akteure. Darüber hinaus hatte Rosenfeld die Idee, Ansätze einer „auf Gegenseitigkeit hin ausgerichteten Hilfe für die Nicht- oder Unterversorgten“ einzuführen, in denen jeder Beteiligte jeweils zum Wohltäter und zugleich zum Nutznießer von Wohlfahrtsleistungen werden konnte. Es ist diese Orientierung auf Gegenseitigkeit hin, die das Potential hat, den Weg für die Ausgeschlossenen in unserer Mitte zu eröffnen, die – worauf das Wort „Ausschluss“ ja bereits verweist – dazu verurteilt sind, in Isolation zu leben und deswegen mit vielfältigen Ressourcen wieder in die Gesellschaft zurückgeführt werden müssen.

Um diese Vision zu verwirklichen, nutzte Rosenfeld die Gelegenheit, sich der Vierte-Welt-Bewegung ATD („Aide à Toute Détresse“)<sup>1</sup> anzuschließen, die sich mit ausgeschlossenen Familien und Familien in extremer Armut verbündet. Hier erfuhr er, wie deren Aktivitäten in vielen Regionen überall in der Welt seine eigene Arbeit sowie die Ar-

---

1 Die Internationale Vierte-Welt-Bewegung ATD „Aide à Toute Détresse“ wurde 1956 von Pater Joseph Wresinski in Paris gegründet. Ihr Motto lautet: AGIR TOUS POUR LA DIGNITÉ: REFUSER LA MISÈRE AVEC CEUX QUI LA VIVENT! (Allesamt für die Würde eintreten: das Elend gemeinsam mit denen abweisen, die es erleben!)

beit von vielen anderen im Kampf gegen Armut bereichert hatte. Ein Bericht in diesem Buch über einen zusammen mit Menschen in Armut veranstalteten Markt der ATD-Bewegung in den späten 1990er Jahren auf dem Trocadéro in Paris erfasst besonders schön, worum es dieser Bewegung im Wesentlichen geht, nämlich Menschen zu befähigen, aus Armutssituationen herauszufinden und zusammen zu lernen, wie man das am besten anstellt.

Abgesehen freilich von den faszinierenden persönlichen Geschichten, spielt im Buch eine Fülle von Berichten über durchgeführte Initiativen, Programme und besuchte Veranstaltungen eine Rolle. Es schließt mit der Aufforderung, die weitgehend nicht thematisierten, von Menschen gemachten Übel: Genozid und Armut, als weltweite Herausforderungen für die Zukunft anzupacken, zumal, wenn dabei Rosenfelds Optimismus und tiefe Überzeugung, dass „die Dinge besser werden können“, und gegenseitiges Lernen sowie großzügiges Teilen gelebt werden.

Es entsprach dieser Orientierung, dass Rosenfeld 1995 die Abteilung „Lernen vom Erfolg und Fortgesetztes Lernen in den Humanen Diensten“ am Myers-JDC-Brookdale-Institut in Jerusalem begründete. Dabei war das Ziel, die drei Methoden des Lernens vom Erfolg weiter zu entwickeln und zu verbreiten und daran interessierte Organisationen und Initiativen zu begleiten, „Lernen vom Erfolg“ in ihrer Praxis einzuführen und zu nutzen.

Herausgestellt werden soll schließlich, dass es vor allem der Partnerschaft mit Jean-Michel Defromont<sup>2</sup> zu verdanken ist, der seit Jahren im „Permanenten Volontariat“ der Vierte-Welt-Bewegung ATD tätig ist, das Familien in extremen Armutssituationen unterstützt, dass dieses Buch überhaupt geschrieben werden konnte. Jean-Michels Beitrag kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Seine Großzügigkeit, seine Authentizität und sein Einsatz waren inspirierend. Beides, dass er überhaupt zur Verfügung stand und dass er dieser außerordentlich ungewöhnlichen und inspirierenden Vierte-Welt-Bewegung ATD angehörte, war für das gesamte Projekt von entscheidender Bedeutung.

---

2 Jean-Michel Defromont ist als Autor zahlreicher Bücher hervorgetreten – die nicht zuletzt in den Éditions Quart Monde erschienen sind. Auf Deutsch liegt das preisgekrönte Buch vor: Defromont, Jean-Michel (1986): Ein Herz voll Hoffnung. Freiburg i. Br.: Herder (Neuaufgabe: 1988 im Arena Verlag, Würzburg)

# Einleitung

Wenn man in einer Unterhaltung mit jemandem über Lernen vom Erfolg spricht, dann reagieren die meisten Gesprächspartner überrascht, verbindet man doch in der Regel mit dem Stichwort Lernen Erfahrungen mit und aus Fehlern, als einem Wissen, das aus Fehlern gewonnen wurde. Sowohl in der Wissenschaft als auch in der öffentlichen Meinungsbildung ist ein solcher Prozess an der Tagesordnung. In diesem Band möchte ich jedoch davon ausgehen, dass wir anstatt aus Fehlern von Erfolgen, d. h. von Erfahrungen von dem, was in der Vergangenheit in unserer Praxis funktioniert hat, tatsächlich viel mehr lernen können. Wir müssen allerdings verstehen, worin solche Lernprozesse bestehen und wie wir sie auf der individuellen und auf der institutionellen und gesellschaftlichen Ebene miteinander verbinden können.

Was auch immer mein Interesse an diesem Thema gewesen sein mag, entscheidend war, dass ich um 2009 vom Generalsekretariat der Internationalen Vierte-Welt-Bewegung ATD<sup>3</sup>, einer Organisation mit dem Anliegen, sich für ausgeschlossene Familien in extremer Armut einzusetzen, eingeladen wurde, dieses Buch mit einem dreifachen Schwerpunkt zu schreiben: (1) meine bunte Lebensgeschichte als Bürger Israels und darüber hinaus, (2) meine sich ständig verändernden Unternehmungen und Konzepte davon, um was es in der Sozialen Arbeit im Kern geht und schließlich (3) die entscheidend wichtige Rolle, die meine mehr als 40-jährige Verbindung mit der Vierte-Welt-Bewegung ATD in meinem Leben und meiner Arbeit spielte.

Um diese Fragestellungen zusammenzubringen, griff ich als Leitidee den Ansatz auf, Wege jenseits der Exklusion einzuschlagen. Er steht darum auch als Hauptthema im Zentrum dieses Buches. Dabei geht es im Wesentlichen um das, was geschieht, sobald man Wege jenseits der Exklusion angestoßen, erschlossen, vielleicht schon geebnet hat. Das heißt: nach dem Aufbau von Beziehungen auf Gegenseitigkeit, wobei jeder Beteiligte, der in diesem Prozess sowohl zum

---

3 Siehe das programmatische Konzept von ATD im Anhang I.

Wohltäter als auch zum Nutznießer von Wohltaten wird, einen ersten wirkungsvollen Schritt macht, um aus Situationen der Exklusion herauszukommen. Es ist dies – wie bereits betont – der Kerngedanke der Vierte-Welt-Bewegung ATD und er spielt auch in meiner Professionskonzeption der Sozialen Arbeit eine wesentliche Rolle. Sich Menschen in extremer Armut zuzuwenden und Armut zum Hauptthema zu machen, ist entscheidend wichtig für die Soziale Arbeit und insbesondere für ihre methodische Praxis, ihr Handwerk. Indem ich das Arbeitskonzept dieser nicht zufällig internationalen Bewegung kennenlernte, ergab sich für mich die Möglichkeit, herauszuarbeiten, was das berufliche Feld und die Expertise Sozialer Arbeit sind (Rosenfeld 1993). Die Vierte-Welt-Bewegung ATD und Soziale Arbeit haben insofern in ihrer professionellen Vision und Mission etwas Gemeinsames, auch wenn dies nicht immer explizit ausgeführt wird: Es wird mit dem Untertitel dieses Buches „Lernen vom Erfolg“ neben „Jenseits der Exklusion“/„Auf dem Weg zur Gegenseitigkeit“ noch einmal betont. Beide sind von entscheidender Bedeutung für die Themen gewesen, die mir in meinem Leben wichtig gewesen sind. In der Beschäftigung mit beiden umfassenden Schwerpunkten konnte ich in meinem Leben auf einzigartige Weise mein Interesse an Psychotherapie und Psychoanalyse und an Sozialer Arbeit sowie an der Vierte-Welt-Bewegung ATD zusammenführen.

Und wenn es etwas gibt, was meinem beruflichen wie persönlichen Leben als Grundlage dient, dann ist es dies: Beziehungen auf Gegenseitigkeit hervorbringen und Ansichten und Perspektiven miteinander auszutauschen – und zwar gemeinsam und in einem achtsamen Bündnis ins Werk gesetzt. Und wenn ich einen Satz herausstellen sollte, den ich von der Vierte-Welt-Bewegung ATD und ihrem Gründer Pater Joseph Wresinski und ihren außergewöhnlichen Mitgliedern gelernt habe, dann steht mir dieser Satz vor Augen: „Sprich mich nicht einfach an – sondern sprich *mit* mir!“ Sie haben gezeigt, was immer wieder vergessen wird, aber was schon vor Jahrhunderten gewusst wurde, dass bemerkenswerte Einsichten und Weisheiten sich unter den Ärmsten finden und dort auch hervorgebracht werden. Ein solches Verständnis trug auch dazu bei, dass die Vierte-Welt-Bewegung ATD überall auf der Welt in der Lage war, ihren universellen, Nationen übergreifenden Ansatz umzusetzen, nämlich die „Ausein-

andersetzung mit der Armut“ umzugestalten in ein „Engagement mit Menschen und Familien, die in Armut *leben*“. Darum verstehen sie sich auch als eine Bewegung und nicht als eine Organisation.

Eben darum ist auch mir ein besonderes Anliegen, der Vierte-Welt-Bewegung ATD meinen tief empfundenen Dank auszusprechen, ermöglichte sie mir doch, einen Beitrag dafür zu leisten, eine gemeinsame Vision und Mission für ATD wie für die Soziale Arbeit umzusetzen. Sowohl die berufliche Praxis der Sozialen Arbeit wie die Vierte-Welt-Bewegung ATD können einander viel beibringen und können zugleich voneinander lernen, wie sie die hier angedeutete professionelle Konzeption verwirklichen und als orientierende Leitlinie für ihr Denken und Handeln nutzen können.

Dass dieser Arbeitszusammenhang auch eine Rolle dabei spielte, dass mir 1998 als Erstem der Israel-Preis für Forschung in der Sozialen Arbeit verliehen wurde, erkenne ich mit Dankbarkeit an. Umso mehr freute ich mich, den Ansatz „Lernen vom Erfolg“ gemeinsam mit ATD zu nutzen und seine Prinzipien des „umsetzbaren Handlungswissens“ in einer Reihe von Lernprojekten und Publikationen entfalten zu können.

Ebenso bin ich sehr dankbar, dass ich 1995 die Gelegenheit bekam, den Ansatz „Lernen vom Erfolg“ auch in der von mir gegründeten Abteilung „Lernen vom Erfolg und Weiterbildung in den Humanen Diensten“ im Myers-JDC-Brookdale-Institut in Jerusalem zu nutzen. Mein besonderer Dank gilt dem Institut wie meinen Partnern in dieser Abteilung, ohne deren Enthusiasmus und Engagement der gemeinsame Erfolg nicht möglich gewesen wäre.

Schließlich aber bin ich Ruti, meiner Lebenspartnerin und Frau – wir heirateten, als ich 49 Jahre alt war – von Herzen dankbar. Wir haben zwei Töchter, Noa und Yael, und bisher fünf Enkelkinder (Noas und Ilans Kinder Yotam, Shira, Yair und Avigail; und Yaels und Elliotts Sohn Oren.) Welch ein Glück, eine solche Familie zu haben!

# I. Meine Wurzeln

## 1. Mein Lebensbeginn: Sechs Wochen im Krankenhaus

Ich bin in einer jüdischen Familie in Deutschland am 30. November 1922, nach einer Kaiserschnitt-Geburt, wie mir immer erzählt wurde, zur Welt gekommen, als jüngster von drei Brüdern, und blieb danach für sechs Wochen im Krankenhaus, wo katholische Krankenschwestern für mich sorgten. Ich erinnere mich auch, dass darüber gesprochen wurde, dass der ärztliche Direktor der Klinik ein Dr. Lust (wirklich „Lust“!) war, der danach auch weiterhin unser Kinderarzt war. Meine Mutter konnte mich zwar wegen nachgeburtlicher Probleme und wegen ihrer Diabetes nicht im Krankenhaus besuchen, schickte für mich aber jeden Abend ihre abgepumpte Muttermilch. Mein Vater erzählte, dass er sowohl allein als auch zusammen mit meinen Brüdern mich im Krankenhaus besuchen kam. Der Grund für meinen Krankenhausaufenthalt war Pylorusstenose, eine Erkrankung, die – wie ich später erfuhr – häufiger bei Jungen ist und für den man den bildhaften Namen ‚Magenpförtnerkrampf‘ erfunden hatte. Es handelt sich dabei um eine Schwächung der Muskeln, die eigentlich dazu da sind, die Nahrung im Magen zurückzuhalten, sodass der Säugling die aufgenommene Nahrung wieder erbricht. Die Krankenschwestern fütterten mich darum sehr vorsichtig, damit die Muskeln allmählich in der Lage waren, dass ich die Nahrung tatsächlich aufnehmen und halten konnte.

Eine weitere bemerkenswerte Geschichte etwa vier Monate danach wurde mir später immer wieder erzählt. Sie lief darauf hinaus, dass mein Vater und meine Brüder am ersten Geburtstag meiner Mutter nach meiner Geburt mich in der Kinderkrippe in ihr Schlafzimmer rollten und ich dabei einen Strauß Veilchen und einen Zettel in der Hand hatte, auf dem geschrieben stand: „Schau, was Du für einen schlaun Sohn hast, der Dir bereits Veilchen schenken kann!“ Später fiel mir dazu ein, dass mein Vater möglicherweise nicht so sehr ausdrücken wollte, dass ich so schlaun gewesen wäre, sondern dass ich bereits so früh etwas für meine Mutter hatte machen können. Jeden-



falls haben solche Geschichten, wie ich glaube, dazu beigetragen, dass mir später wichtig wurde, aufmerksam wahrzunehmen, was Kinder bereits in früher Kindheit für ihre Eltern tun können und dass – wie ich dann später formulierte – von Anfang an vielfältige Formen von gegenseitiger Unterstützung vorhanden sind.

Und dann war da auch noch Elisabeth Robert, mein unvergessliches christliches Kindermädchen, mit der mich eine herzliche Beziehung auf Gegenseitigkeit verband, die mir immer sehr viel bedeutete. Elisabeth war mit mir zusammen und für mich da, wenn meine Eltern verreist waren, was ziemlich oft geschah, so beispielweise auch 1925, als sie – ich war gerade 2 ½ Jahre alt – zur Eröffnung der Hebräischen Universität nach Jerusalem fuhren. Ich erinnere mich, dass Elisabeth mich dann – obwohl ich doch ein jüdischer Junge war – zur Eingangstreppe ihrer katholischen Kirche und dann auch zu einem nahegelegenen Dorf, wo ihre Familie lebte, mitnahm. Und dabei hatte sie nicht im Sinn, mich religiös zu bekehren, sondern Kinder waren ihr wichtig und – wie ich heute denke – gaben ihrem Leben einen Sinn. Einige Zeit später kam, ohne dass sich das irgendwie angekündigt hätte, Elisabeth zusammen mit meiner Mutter in mein Zimmer und mir wurde gesagt, dass Elisabeth uns am nächsten Morgen verlasse. Sie werde nämlich nun Kinder in einem diakonischen Kinderheim in einer Stadt „Essen“ betreuen, was ich damals wortwörtlich verstand und mich wunderte, warum Elisabeth wohl dahin ginge, um dort Kinder zu füttern, was mich vermutlich eifersüchtig reagieren ließ. Elisabeth erklärte mir aber, dass wir, auch wenn wir nun weit weg voneinander wären, uns von nun an treffen könnten, wenn wir beide in der Nacht die Sterne anschauen würden. Ich erinnere immer noch, wie Elisabeth an diesem Abend aus dem Zimmer verschwand und dass ich seit diesem Abend und noch mehrere Jahre danach versuchte, mich mit ihr über die Sterne zu verbinden – aber ich sah sie nie wieder. Ich erinnere, dass sie mir einmal eine Postkarte schickte. Aber viele Jahre später, als ich 60 Jahre alt war, richtete ich eine Anfrage an die Stadtverwaltung von Essen, ob es im Einwohnermeldeamt irgendwelche Spuren von Elisabeth Robert gäbe – die Antwort war negativ.

Elisabeth sang im Übrigen mit mir (einem kleinem Jungen aus einer jüdischen Familie in Karlsruhe) ein christliches Kindergebetslied<sup>4</sup>, das ich heute noch singen kann:

*Hab ich Unrecht heut getan,  
sieh' es, lieber Gott, nicht an!  
Deine Grad' und Jesu Blut  
machen allen Schaden gut.*

Allerdings erinnerte mich später meine Mutter daran, dass ich beim Singen dieses Liedes das Wort „Schaden“ immer mit „Jaden“ (ein Wort, das es im Deutschen gar nicht gibt) ausgesprochen hätte, möglicherweise weil ich Schaden als zu ernst in einem Kinderlied empfunden hatte. Was es auch immer bedeuten mochte, wichtig war die Tatsache, dass mich Elisabeths christliche Lieder in meinem jüdischen Zuhause begleiteten, nicht als etwas, was mich etwa ängstigen oder herabsetzen sollte, sondern was akzeptiert war und was die Offenheit meiner Eltern gegenüber anderen Kulturen charakterisierte.

In meinem ganzen Leben hat mich die aufmunternde Haltung und Stimmung Elisabeths in vieler Hinsicht begleitet und damit hängt möglicherweise auch mein lebenslanges Interesse am Leben kleiner Kinder und an Eltern-Kind-Beziehungen zusammen. Und oft habe ich überlegt, ob nicht auch damit meine Angewohnheit während meines Nachtdienstes im Kibbuz Ginossar zusammenhing – lange ehe ich selbst Kinder hatte und zwanzig Jahre nachdem ich Elisabeth verloren hatte –, immer zu den Kindern hinzugehen, die weinten und nicht schlafen konnten, um dann deren Eltern, in deren Wohnungen die Kinder ja zu dieser Zeit im Kibbuz nicht schliefen, herbeizurufen und sie zu bitten, zu ihren Kindern zu gehen und sie zu trösten. Und Elisabeth kam mir auch in den Kopf, als mein (inzwischen verstorbener) Freund Israel Katz, Sozialarbeiter und späterer Israelischer Sozialminister, in einer seiner Reden ausführte: „Solange es ein Kind gibt, das nachts weint und von niemandem gehört wird, leben wir nicht in einer humanen Gesellschaft!“ Und schließlich gibt es keinen Zweifel, dass mit meiner Beziehung zu Elisabeth auch mein lebenslanges En-

---

4 Es handelt sich um die zweite Strophe des Kinderabendgebets von Louise Hensel (1798–1876): Müde bin ich, geh' zur Ruh', schließe beide Äuglein zu ...

gement in den Well-Baby Clinics in Israel zusammenhängt, worauf ich im Weiteren noch einmal zurückkommen werde. Dazu passt auch, dass mir stets die Sätze in „East Coker“, einem der „Vier Quartette“ von T.S. Eliot wichtig und bedeutungsvoll gewesen sind: „In my beginning is my end ... In my end is my beginning.“<sup>45</sup>

## 2. Ein Vater als Vorbild

Eines Tages 1939 (wir waren bereits 1933 in Israel angekommen und ich war gerade etwa 17 Jahre alt) ging ich mit meinem Vater in Jerusalem die Jaffa Street hinunter, als mein Vater auf einen wohl gekleideten Mann zeigte, den ich allerdings nicht kannte. Er sagte: „Der Mann, den du da siehst, ist Dr. Simon. Als ich dabei war, deine Mutter zu heiraten, ist dieser Mann zu deinem Großvater gegangen und hat ihm gesagt, dass er mir nicht erlauben sollte, Johanna zu heiraten, weil mein Vater – Julius – ‚Zionist‘<sup>46</sup> und deswegen ‚nicht salonfähig‘<sup>47</sup> sei.“ Als ich meinen Vater bat, mir zu erklären, was das denn hieße, meinte er, dass Dr. Simon ein assimilierter Jude wäre, der der Meinung gewesen sei, dass Juden wie Deutsche leben sollten und dass Zionisten (die die Auffassung vertraten, einen Jüdischen Staat in Israel zu errichten) daher nicht ehrenhaft genug seien, um Zugang zu den Salons der jüdischen Oberschicht in Deutschland zu erhalten und dass man sie eher wie Ausgestoßene behandeln sollte. Mein Vater fügte noch hinzu: „Da siehst du ihn, wie er seinen Weg in Jerusalem geht – im zionistischen Land, das sein Leben rettete.“ Dies war nur eines der vielen Beispiele, wie mein Vater uns beibrachte, warum Zionismus so entscheidend

---

5 T. S. Eliot (1963): *Collected Poems 1909–1962*. London: Faber and Faber Ltd. S. 196–204

6 Mein Vater war Mitglied der Zionistischen Bewegung, die von Theodor Herzl in Europa mit der Idee gegründet worden war, dass die Zukunft der Juden darin liege, einen Zionistischen Staat in Palästina zu errichten. Während des Studiums der Rechtswissenschaft wurde mein Vater Mitglied in der Zionistischen Studentenvereinigung KJV, dem Kartell Jüdischer Verbindungen, das eine Dachorganisation jüdischer Studentenverbindungen in Deutschland war.

7 D. h. nicht geeignet für die feine Gesellschaft nicht-zionistischer Juden in Deutschland.

wichtig war und dass man nicht angstvoll und irritiert sein müsse, wenn man ein Außenseiter war.

Die Bedeutung des Zionismus in unserem Leben war allerdings bereits im Sommer 1925 offensichtlich geworden, als meine Eltern – wie ich bereits erwähnte, war ich gerade 2 ½ Jahre alt geworden – zur Eröffnungsfeier der Hebräischen Universität nach Jerusalem fuhren. Dies war ihre erste Reise nach Palästina, was meinem Vater besonders wichtig war, wollte er doch, dass wir alle dort lebten, und nutzte die Reise, die Möglichkeiten dafür zu erkunden. Aus diesem Grund und auch, weil sich meine Eltern für intellektuelle Themen interessierten, bedeutete die Idee meinen beiden Eltern viel, in Jerusalem eine Universität zu begründen. Meine Brüder Jakob und Immanuel und ich blieben in Deutschland zurück; ich wurde von meinem Kindermädchen Elisabeth betreut. Ich erinnere mich aber noch ganz klar – nicht zuletzt, weil diese Geschichte immer wieder von meiner Mutter erzählt wurde –, dass ich bei der Rückkehr meiner Eltern auf meinem Töpfchen sitzend sagte: „Kenn’s noch Mutti“ – einen Satz, der eine doppelte Bedeutung hat. Er könnte sagen wollen: „Ich erinnere mich an Dich, Mutti“ oder die Frage ausdrücken: „Erinnerst Du Dich noch an mich, Mutti? / Kennst Du mich noch?“ Heute meine ich allerdings, dass ich sie wohl eher gefragt hatte, ob sie sich noch an mich erinnerte und nicht, dass ich mich immer noch an sie erinnerte. Darüber hinaus erinnere ich mich aber noch ganz klar an die offene weiße Bluse mit den blauen Stickereien – der Farbe der zionistischen Flagge –, die meine Eltern mir bei ihrer Rückkehr aus Palästina schenkten. Ich habe immer noch ein Foto von mir, wo ich diese „zionistische Bluse aus Palästina“ trage, dem Land, das später das Land der Zuflucht unserer Familie und schließlich unsere Heimat werden sollte.

Ich erinnere auch, dass einige Jahre zuvor mein Bruder Immanuel meinen Eltern erzählt hatte, dass sich sein Lehrer, der später der Nazi-Gouverneur von Paris war, empört hatte, als er ihn gefragt hatte, was denn unser Vater, der Anwalt war, eigentlich beruflich machen würde, und mein Bruder darauf geantwortet hatte: „Er ist Zionist.“ Meinen Vater als Zionist und nicht als Anwalt bezeichnet zu haben, machte meinen Vater stolz und froh, weil es deutlich machte, dass meinem Bruder der Zionismus unseres Vaters klargeworden war. Oft erzählte uns unser Vater auch, wie er 1905, als er 18 Jahre alt war,